

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Oz, Amos
Die letzte Lektion

Ein Leitfaden für die Zukunft
Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 5070
978-3-518-47070-1

suhrkamp taschenbuch 5070

Im Juli 2018 trat Amos Oz das letzte Mal öffentlich auf, an der Universität von Tel Aviv hielt er seine letzte Rede, dies ist sein politisches Vermächtnis. Darin plädiert er leidenschaftlich für einen jüdischen wie für einen palästinensischen Staat im Nahen Osten, er mahnt, er warnt und er gibt Hoffnung. Nach allem, was passiert ist, möchte er nie wieder als jüdische Minorität leben. Der israelisch-palästinensische Konflikt müsse geheilt werden. Aber eine Wunde kann man nicht mit einem Stock heilen. Die Heilung brauche Zeit und erfordere zuallererst »eine Sprache der Heilung«, keine der Unterwerfung.

Amos Oz wurde am 4. Mai 1939 in Jerusalem geboren und starb am 28. Dezember 2018 in Tel Aviv. Er war Mitbegründer der seit 1977 bestehenden Friedensbewegung Schalom achschaw (Peace now) und befürwortete eine Zwei-Staaten-Bildung im israelisch-palästinensischen Konflikt. Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1992, dem Goethepreis der Stadt Frankfurt am Main 2005 und dem Siegfried Lenz Preis 2014. Sein bekanntestes Werk, *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis*, wurde in alle Weltsprachen übersetzt und 2016 als Film adaptiert.

Amos Oz
**DIE LETZTE
LEKTION**

Ein Leitfaden für
die Zukunft

Aus dem Hebräischen
von Anne Birkenhauer

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
kol ha-cheschbon od lo nigmar. ha-hartza'a ha-acharona
bei Keter, Jerusalem.

Erste Auflage 2020
suhrkamp taschenbuch 5070

Deutsche Erstausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2020

© 2019, The Heirs of Amos Oz

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47070-1

DIE LETZTE LEKTION

Amos Oz hielt die hier abgedruckte Rede am 22. Juli 2018 in der Universität Tel Aviv. Es war sein letzter öffentlicher Auftritt, seine letzte Rede.

Feuer züngelte im Ofen. Und die alte Hinda ging hinaus und trug das Blech mit den Fladenkuchen wie eine Araberin auf dem Kopf. Das Blech sah aus wie ein schönes Beet voll Sesamsamen und machte Hoffnung. Es gab Hoffnung, dass ihr auch das Brot, das richtige Brot, das sie am Nachmittag für die ganze Woche backen würde, gelingen würde. Der Kopf des kleinen Amram lag noch immer im Schoß von Arje Lapidot, und diese Anhänglichkeit strahlte etwas Trauriges, Einfaches, Mitgefühl-erregendes aus und gleichzeitig etwas Geheimnisvolles, unendlich Wichtiges und Wertvolles. Reste von Dornen hingen an ihren abgetragenen Kleidern und an ihren Köpfen. Da rief die Brotbäckerin sie zur Hilfe, und beide standen auf und standen da. Und in ihren Dornen wie in ihrem Dastehen lag dasselbe große Geheimnis. Sie standen da und hielten Wache, Lebenswache. Lebenswache hielten der Alte und das Kind, dornengekrönt. Die Sonne

schien wie vor dem Regen. Die Existenz war eine dornige Existenz. Noch war die Rechnung nicht gemacht.

Josef Chajim Brenner,
Von hier und von dort (1911)

Einen schönen guten Abend, einen angenehmen Sommerabend.

Jedes Mal, wenn ich zu diesen letzten Zeilen aus Josef Chajim Brenners *Von hier und von dort* zurückkehre, durchläuft mich ein Zittern. Und hin und wieder muss ich mir die Frage stellen: Ist die Rechnung wirklich noch nicht gemacht?

Ehrlich gesagt, ich habe Ihnen heute Abend gar nicht besonders viel zu bieten. Vor ein paar Monaten veröffentlichte ich ein kleines Büchlein: *Liebe Fanatiker*. Und ich habe versucht, ihm die Schlussfolgerungen eines ganzen Lebens aufzubürden. Das habe ich vor allem für meine Enkel getan. Ich habe ihnen gesagt: Euer Opa hat in der Publizistik und auf Demonstrationen viele Jahre lang in der ersten Reihe gekämpft, jetzt kämpft ihr in der ersten Reihe. Opa ist jetzt in der Logistik, verantwortlich für die Munition. Hier, dieses kleine Büchlein, das soll eure Munition sein. Ich

wollte darin wirklich kurz und knapp darstellen, was ich hier und nicht nur hier für die schlimmste Seuche des 21. Jahrhunderts halte, und nicht nur des 21. Jahrhunderts: den Fanatismus. Darüber hinaus, was ich über das Judentum – nicht nur als Religion, nicht nur als Nation – denke, und auch meine Gedanken über den Staat Israel, wohin er sich entwickelt und wohin er sich noch immer entwickeln kann, weil die Rechnung in der Tat noch nicht gemacht ist.

Von den Dingen, die ich in *Liebe Fanatiker* schrieb, möchte ich hier drei erwähnen.

Erstens. Die schon über hundert Jahre andauernden Auseinandersetzungen zwischen uns und den Palästinensern sind eine blutende Wunde, nicht nur eine blutende Wunde, sondern eine infizierte Wunde voller Eiter. Sie ist inzwischen schon zu einem Abszess geworden. So eine Wunde heilt man nicht so leicht. Das funktioniert nicht. Man kann nicht auf eine Wunde immer wieder einschlagen und ihr einbläuen, dass sie aufhören soll, Wunde

zu sein, und aufhören soll, zu bluten. Ich bin nicht gegen den Stock. Ich bin kein Pazifist. Im Gegensatz zu meinen Kollegen in Europa und Nordamerika, die mich manchmal, nur leider meist aus den falschen Gründen in ihre Arme schließen – du bist einer von uns, *make love not war* –, im Gegensatz zu ihnen habe ich nie gedacht, dass Gewalt das schlechthin Böse in der Welt ist. Ich habe mein Leben lang gedacht und denke bis heute, dass das ultimativ Böse in der Welt die Aggression ist. Und der Aggression muss man nicht selten mit Gewalt Einhalt gebieten. Man braucht einen großen Stock, um sie zu stoppen und niederzuzwingen. Die Aggression ist die Mutter aller Gewalt auf der Welt. Deshalb habe ich nie an *make love not war* und *all you need is love* geglaubt. Und glaube auch nicht daran, die zweite Wange hinzuhalten.

Zwei entfernte Verwandte von mir, Jüdinnen aus Deutschland, haben im Alter von etwa zwanzig viele Jahre in Konzentrationslagern der Nazis verbracht. Befreit wurden sie dort nicht etwa von Friedensdemonstranten mit schönen Parolen, Ölzweigen und Tauben, sondern von Soldaten der

Alliierten mit Helmen und Maschinengewehren. Das werde ich nie vergessen. Deshalb bin ich nicht gegen einen großen Stock. Hätte der Staat Israel, hätte das jüdische Volk keinen solchen, wäre keiner von uns jetzt hier. Entweder lägen wir tot unter der Erde oder wir wären zumindest mit Brachialgewalt von hier vertrieben worden. Wir sind hier, weil wir einen großen Stock haben.

Aber Wunden heilt man nicht mit dem Stock. Schon hundert Jahre sagen uns alle möglichen schlaunen Leute, es bräuchte nur noch einen Schlag, dann sei es geschafft, dann wäre alles in Ordnung. Nein. Wunden kann man nur heilen, und man heilt sie nicht an einem Tag und nicht in einer Woche. Aber irgendwo muss man anfangen. Man sucht einen Anfang für die Heilung der Wunde. Zuallererst verwendet man eine Sprache des Heilens. Nicht die Sprache der Unterwerfung oder der Abschreckung, nicht die Sprache von Dem-Andern-eine-Lehre-Erteilen oder von Einmal-Draufhauen-und-fertig oder von Die-werden-sich-noch-umgucken. Sondern eine Sprache, die Wunden heilt.

Die Sprache des Wundenheilens beginnt damit, dass du deinem Gegner – ja, deinem Feind – die folgenden Worte sagst: »Ich weiß, du hast sehr große Schmerzen, ich verstehe.« Und nicht: »Du hast Recht, und ich bin im Unrecht«, und auch nicht: »Hier, nimm alles für dich; es tut mir leid, was ich dir angetan habe.« Vielmehr die einfachen Worte: »Es tut dir weh. Ich weiß. Auch mir tut es weh. Komm, lass uns gemeinsam einen Weg suchen.«

Das sind einfache Worte. Und für diese Worte muss man noch kein einziges Wohnmobil aus einer Westbank-Siedlung räumen. Man muss sie sagen. Und man muss sie aufrichtig sagen.

Das ist das eine. Wunden heilt man nicht mit dem Stock.

Und das Zweite: Wenn es hier nicht zwei Staaten geben wird, und zwar ziemlich schnell, dann wird es hier einen Staat geben. Und dies wird kein binationaler Staat sein, so etwas gibt es nicht, sondern ein arabischer Staat, vom Meer bis zum Jordan.

Früher oder später. Mit der Zwischenstufe einer Diktatur der Juden über die Araber und über ihre eigenen, jüdischen Gegner oder ohne sie. Mit der Zwischenstufe von entsetzlicher Gewalt und Strömen von Blut oder ohne sie. Mit der Zwischenstufe von Apartheid oder ohne sie. All diese Zwischenstufen, ganz gleich welche, führen über kurz oder lang, wenn es keine zwei Staaten geben wird, zu einem Staat, und zwar zu einem arabischen, vom Meer bis zum Jordan.

Ich möchte klarstellen: Ich habe kein Problem, mit Arabern zusammenzuleben. Ich habe nur ein Problem: Ich will keine Minderheit sein. Nicht nur unter Arabern, ich möchte nirgendwo mehr Minderheit sein. Nicht nach allem, was mir meine Eltern und Großeltern erzählt haben. Nicht nach dem, was Josef Chajim Brenner erzählt hat. Nicht mit all dem, was ich in meinen Genen mit mir herumschleppe. Ich möchte nicht Minderheit sein. Nicht einmal in der Schweiz. Und garantiert nicht in diesem gegenwärtigen moslemischen Nahen Osten.

Glaubt nicht die netten Geschichten vom

multinationalen oder binationalen Staat, von einem »Staat aller seiner Bürger«, die man euch verkaufen will. So etwas gibt es nicht.

Es gibt heute genau sechs Beispiele für erfolgreiche multinationale Staaten. Ich kann sie auswendig aufzählen: die Schweiz, die Schweiz, die Schweiz, die Schweiz, die Schweiz, und dass ich es nicht vergesse, auch noch die Schweiz. Alle anderen sind auseinandergebrochen oder in Strömen von Blut untergegangen. Zypern war ein binationaler Staat, Libanon war ein binationaler Staat. Syrien und Irak waren binationale Staaten. Die ehemalige UdSSR. Die russische und die ukrainische Ukraine. So ein Gebilde gibt es nicht. Sogar Spanien mit seinen Basken und Katalanen wackelt. Großbritannien wackelt auch. Belgien wackelt. Selbst aus Kanada hört man solche Stimmen. So ein Geschöpf gibt es nicht. Entweder findet es sein Ende in Strömen von Blut, oder es endet gut, und dies ist das einzige Beispiel in der modernen Geschichte, das gut ausging: als das tschechische und das slowakische Volk beschlossen, sich friedlich in zwei Staaten zu trennen. Das

würde ich mir wünschen! Das war auch bei denen nicht leicht. Wo genau sollte die Grenze langgehen? Wer bekam die strategisch wertvollen Orte, die Bodenschätze? Die Schätze auf den gemeinsamen Banken, die Goldbarren in den Kellern der Nationalbank? Wirklich nicht so einfach. Aber sie haben diese Trennung, diese Scheidung vorbildlich hinter sich gebracht und ohne Blutvergießen.

Es gibt keinen multinationalen Staat als »Staat seiner Bürger«. Gebt euch keinen Illusionen hin und lasst euch von niemandem zu Illusionen verführen. Entweder zwei Staaten, und zwar schnell, oder über verschiedene Zwischenstufen ein arabischer Staat vom Meer bis zur Wüste, in dem die Juden als Minderheit leben werden.

Wie wird die Situation der jüdischen Minderheit in einem grundsätzlich moslemischen Staat sein? Nicht gut. Warum ich das sage? Warum ich so ein Schwarzseher bin? Schließlich habe ich Freunde, die eine rosa Brille tragen. Sie sehen die Koexistenz, sehen die Juden im moslemischen Spanien des Mittelalters.

Ich sage Ihnen, warum ich da pessimistisch bin: In meiner Kindheit waren noch 20% bis 25% der palästinensischen Araber Christen. In Ramallah gab es eine christliche Mehrheit, in Bethlehem und Beit Jala auch. In Nazareth, in vielen Dörfern Galiläas. Aber diese Christen sind verschwunden. Das ist nicht unsre Schuld, nicht Israels Schuld, es ist weder die Folge der Unterdrückung noch des Zionismus. Sie sind fort. Dabei waren sie palästinensische Araber. Sie haben Arabisch gesprochen.

Man ist besser keine Minderheit. Nirgendwo, und schon gar nicht im Nahen Osten.

Auch das Dritte, was ich Ihnen sagen will, ist eine Paraphrase dessen, was schon in dem kleinen Büchlein *Liebe Fanatiker* steht, von dem ich viele Exemplare auf eigene Kosten in den Siedlungen habe verteilen lassen. Ich habe das Büchlein auch ins Russische und Arabische übersetzen lassen und dort verbreitet. Ich habe dafür gesorgt, dass es in den Buchläden kaum mehr als eine Tasse

Kaffee kostet. Denn das ist – ich möchte nicht sagen ein Testament, ich mag dieses Wort nicht, aber darin steht, was ich auf dem Feld der politischen, kulturellen, historischen und zionistischen Auseinandersetzung hinterlassen möchte.

Ich möchte also einen weiteren Punkt aus diesem Büchlein erläutern. Warum ist dieser Streit zwischen uns und den Palästinensern so kompliziert, warum macht er Leute, die normalerweise ziemlich klug sind, dermaßen verrückt, und das nicht nur bei uns, sondern in der ganzen Welt? Er drängt kluge Leute entweder in die Ecke eines extremen Linken wie Gideon Levy – das hier sei Kolonialismus, Apartheid, der ganze Zionismus sei verrottet und von Anfang an dem Untergang geweiht gewesen. Oder in die andere Ecke – alles, was wir machen, sei gut, und wenn jemand etwas kritisiert, dann soll er sich erst mal an die eigene Nase fassen. Die anderen sollen die Klappe halten. Niemand ist moralischer als wir. Sollen die Kritiker schweigen!

Die zweite Position führt im Grunde zu der logischen Schlussfolgerung, dass die Mehrheit